

Cristina Rascón Castro (Mexiko)

Vielleicht bist du selbst so ein Sahuaro

Success is my only mother fucking option, failure's not.

Eminem

Mit dem Pickup ist gar nichts, sagt meine Mutter, alles okay. Ich glaube ihr nicht. Das Handy läutet, es ist mein Bruder: Ich weiß, ich weiß, du sollst ja nur mitfahren, zum letzten Mal. Ja, sie ist gleich da. Was hätte ich denn tun sollen? Ich kann sie doch nicht allein zu Hause lassen! Sie ist gleich da und es wird uns gar nichts passieren, sag dem Zurdo, er soll erst in Tucson, nach dem ersten Rastplatz, auf uns warten.

Und da legt der Kerl doch glatt auf. Was soll ich denn anziehen, hab ich ihn noch fragen wollen, aber ich traue mich nicht, so viel Schiss hab ich vor ihm, weil er mir ja schon in der Volksschule bei jeder Gelegenheit eine verpasst hat. Außerdem fängt er dann gleich wieder damit an, dass immerhin er alles für mich zahlt. Und es stimmt ja, mir geht es super in Hermosillo; mein Traum, aus Obregón rauszukommen und Literatur zu studieren, hat sich erfüllt, nach all dem Gelaber von meiner Mutter und den Onkeln: Studier doch nicht so was, das bringt doch keine Kohle, etc. etc. Tavo, mein älterer Bruder, hat so was nie gesagt. Ich zahle ihr die Wohnung, hat er zu meiner Mutter gesagt, so wie er immer redet, Widerspruch zwecklos. Dann hat er mir ein Auto gekauft. Und schon am ersten Wochenende, an dem ich nach Obregón fahre – nach einem Monat Alleinsein und Uni-Euphorie – kommen sie mir gleich damit: Dass man dem Bruder den *Expedition* bringen muss, dass er ihn braucht, um nach San Diego zu fahren, also wieder über die Grenze, wieder das flaue Gefühl im Magen und die Kakteen und die ganze Aufregung, immer diese Aufregung, auch wenn wir clean unterwegs sind (was ich nicht glaube), auch wenn zwei Frauen unverdächtig sind, und dann fahren wir ja auch bei Tag und der *Expedition* ist neu, noch nirgends vermerkt. Mein Handy läutet, es ist Lety. Ihre Familie fährt auch nach Tucson, da könnten wir uns doch in der Mall treffen, einkaufen gehen, dann ins Kino und am Abend auf ein paar *Ribs*. Lety hat einen echt aristokratischen Namen, sie kommt aus einer echt alteingesessenen Familie mit Villa in der *Zona Norte* (1), ihr Papa trägt Anzüge, war früher Beamter, jetzt ist er Unternehmer.

Während der Luftstrom aus der Klimaanlage mich in der Nase kitzelt und die Sonne mir auf die Arme brennt, kommen wir, wie schon so oft, zu dem Straßenstück, wo mein Vater gestorben ist, als ich drei Jahre alt war. Und jedes Mal frage ich mich, ob das dieselben Kakteen sind, die uns vorbeifahren sehen, die noch immer dort stehen und auf uns warten; ob ich nicht lieber aussteigen und wie ein Kojote schnüffeln sollte, ob das wirklich die Stelle ist, wo er, von Kugeln getroffen, starb; ob es hier vielleicht irgendwo einen Kaktus gibt, der so alt ist wie ich und mich vor fünfzehn Jahren weinen sah, einen, der einsam unter all den anderen aufgewachsen ist und nicht mehr an diesem Straßenstück leben wollte, lieber irgendwo anders, und sei es in einem Blumentopf auf einem Transporter unterwegs ins Ausland. Jeder Sahuaro-Kaktus ist eine Persönlichkeit, hat meine Großmutter einmal zu mir gesagt, schau sie dir nur alle gut an, vielleicht bist du selbst so ein Sahuaro, sie wachsen und gehen ihren eigenen Weg, wagen sich in Gegenden, in die niemand sich wagt, geben Antworten auf das, was niemand zu fragen wagt.

Meine Mutter sagt, dass sie uns damals alle zum Aussteigen zwangen, dass sie auf meinen Bruder und mich zielten und sie selbst verletzten, und dass sie uns dann mit

dem zerfetzten Körper meines Vaters zurückließen. Ich frage mich, ob der Kaktus-der-ich-bin in all den Nächten an mich gedacht hat, ob er in einem seiner Träume versucht hat, mich zu finden, ob er sich womöglich samt seinen Wurzeln durch die ganze Stadt geschleppt hat, um mir in die Augen zu sehen und mir die Wahrheit zu sagen. Mama hat keine Narben. Mein Bruder war damals schon fünf Jahre alt und kann sich nicht daran erinnern, dass er aus dem Wagen raus musste. Er kann sich aber noch gut daran erinnern, dass ihm unser Vater Geldbündel auf Brust und Rücken band und ihm dann sein neues Hemd fest um den Körper wickelte. So ist das mit der Kohle – war das Letzte, was er ihn sagen hörte –, sie ist wie eine kugelsichere Weste. Wie oft habe ich meiner Mutter schon gesagt, dass sie aus dem Ganzen aussteigen soll, aber es ist immer dasselbe: Sie trifft sich mit meinem Bruder in einer Seitenstraße, drückt ihn fest an sich, ermahnt ihn, lächelt und gibt ihm ihren Segen. Und dann lässt sie ihn ziehen. Er ist doch schon ein Mann, alles was ich tun kann, ist zu Gott beten, dass er ihn mir heil zurückbringt. Wie oft habe ich ihr schon gesagt, dass ihr bei mir zu Hause nichts fehlen würde, ein Dach über dem Kopf und das Essen haben wir doch, was will sie denn mehr? Ihre dicken Autos – aber das behalte ich lieber für mich –, ihren DVD-Player mit dem riesigen Bildschirm, das Haus am Meer in Puerto Peñasco. Und die Ausbildung für mich, denke ich, und die Markenklamotten für mich, und alles für mich, für mich, für mich. Aber mir würde es gar nichts ausmachen, wenn ich das alles nicht hätte, sollte ich meiner Mutter und Tavo sagen, mir würde es nichts ausmachen, wenn du mir kein Geld mehr schickst, *brodder*, nichts ausmachen, den ganzen Tag zu arbeiten und in der Nacht zu studieren und mit dem Bus zu Tante Esther an den Stadtrand von Hermosillo zu fahren und dort im Wohnzimmer auf dem Sofa zu schlafen. Nicht das Geringste! Aber damit würde ich mich ganz schön in die Nesseln setzen, und so sage ich lieber nichts und fühle mich scheiße und frage mich, ob ich nicht selbst schon Teil der „Organisation“ bin, ob die Sitze des *Expedition* nicht in Wahrheit vollgestopft sind und sie uns kontrollieren werden, an der Grenze. Jede Nacht kommen mir Zweifel, ob ich meinen Bruder zu Weihnachten wiedersehen werde, ob man dem Zurdo wirklich trauen kann; und ich stelle mir vor, wie es wäre, mit dem Kompagnon meines Bruders verheiratet zu sein – ein ganzes Leben lang das flaue Gefühl im Magen und nichts als Straßen vor den Augen.

Was ist denn so Besonderes an mir, dass mich alle so ansehen und sagen: Alle Achtung! Ihr werdet schon sehen, die wird ihr Studium schaffen. Meine Cousins und meine Onkel und alle, voller Hoffnung. Und später einmal kann sie Lehrerin werden. Und dann seufzen sie, als wollten sie sagen: safe, draußen, gerettet. Und sie bitten mich, sprich doch einmal mit deinem Cousin Sowieso und überzeug ihn davon, dass man es schaffen kann, dass man studieren und es zu etwas bringen kann. Es zu etwas bringen – wenn ich das schon höre! Wo ich doch nie ein Haus am Meer haben werde, mir vielleicht nicht einmal ein Auto leisten, geschweige denn die ganze Familie unterstützen kann, wenn jemand einen Unfall hat oder Schulden oder ins Krankenhaus muss. Was soll ausgerechnet ich meinen Cousins und meinem Bruder über die Vor- und Nachteile sagen. Meine Großmutter, meine Schule, die Leute, die jedes Jahr unser Stadtteilfest organisieren, alle haben etwas bekommen. Alle wissen, an wen sie sich wenden können, wenn sie keinen Ausweg mehr sehen. Wenn alle schlecht über die „Organisation“ reden, nehme ich sie in Schutz, wenn alle sie loben, stelle ich sie in Frage. Wenn Lety mich groß ansieht, wechsele ich das Thema.

Ich weiß, wie sie und ihre Freundinnen hinter meinem Rücken über mich reden, wie sie sich darüber lustig machen, dass ich nichts von Kleidermarken verstehe, dass ich keinen dezenten, keinen echten Schmuck trage. Aber ich werde es schon noch lernen.

Wenn ich bei Lety bin, denke ich weder an meinen Bruder noch an meine Mutter und fühle mich glücklich und frei. Aber kaum bin ich wieder zu Hause, möchte ich Lety nie mehr wiedersehen, dann wird mir bewusst, dass ich nicht in ihre Welt passe, nie wirklich dazugehören werde. Wenn Lety irgendwohin fährt, genießt sie die Musik und die Landschaft, sie braucht sich keine Gedanken zu machen, sie atmet nicht dieselbe Luft wie wir. Zu Hause bin ich froh, wenn der Zurdo anruft und mir berichtet, dass alles gut gegangen ist, an irgendeiner Grenze, auf irgendeiner Strecke, dass mein Bruder bei einer Razzia heil davongekommen ist, und dann bin ich stolz auf meinen *brodder* und denke, wie wagemutig, wie unerschrocken und clever er doch ist. Aber das dauert nur eine Sekunde. Dann fange ich zu weinen an und beschimpfe ihn, nenne ihn einen Blinden, einen Idioten, einen Süßwasserfisch, der im Salzwasser schwimmt; ich rege mich auf, werde wütend, bin voller Fragen ... Aber man kann sich doch nicht gegen seine eigene Familie stellen, oder doch? Man kann sogar mit sich selbst streiten, höre ich einen Kaktus zu mir sagen oder glaube ihn jedenfalls zu hören, möchte ihn gerne hören.

Der *Expedition* fährt zwischen Wüste, Wolken und roten Bergen dahin, es wird Abend. Ich schreibe, mein einziger Besitz sind die Buchstaben in meinem Notizbuch. Meine Mutter isst Cheetos mit Chamoy-Sauce und hört sich José José an. Sie, die immer weiß, was zu tun ist, die sich mit dem Wagen auskennt und mit den Straßen. Die nie zu viel sagt und nie zu wenig. Die ihre eigenen Geschichten erfindet und sie einem dann als wahre Geschichten verkauft. Dein Vater und ich, wir waren ein Herz und eine Seele. Ich glaube ihr nicht.

Ich schreibe und sie sieht mich die ganze Zeit so an, als wollte sie sagen: Ich bin müde, fahr du weiter oder genieße wenigstens die Landschaft und schau nicht ständig in dein Buch. Die Sahuaros werden immer größer, immer älter. Sie blicken uns an und es ist, als wollten sie mich etwas fragen, als würde ich mich selbst befragen. Wenn ich nicht weiß, was ich von einer Sache halten soll, schreibe ich, wenn ich nicht weiß, woran ich bin, schreibe ich, wenn ich nicht weiß, welcher Sahuaro ich bin und auf welchem Straßenstück ich einmal sterben möchte. Wenn ich nicht weiß, ob mein Bruder noch derselbe ist wie früher, derselbe, mit dem ich Verstecken gespielt habe, der mich beschützt hat; wenn ich nicht weiß, ob meine Mutter die Frau in meinen Alpträumen ist, die Frau in einem weißen Pickup, die Gas gibt; wenn ich mich frage, ob mein Bruder jemanden umgebracht hat.

Aber es gibt Dinge, über die man nicht spricht, die man nicht fragt, die man nicht einmal denkt. Schreib deine Version auf, sagt mein grüner Stamm mit den braunen Stacheln. Schreib über die Frauen in deiner Familie, hat der Professor für Kreatives Schreiben gesagt. Aber kann mir jemand sagen, ob ich überhaupt zu den Frauen meiner Familie gehöre? Ob ich drinnen oder draußen bin, in einem weißen Pickup, in einem *Expedition*, bei den Telefonaten? Schreiben ist für mich die einzige Möglichkeit, der einzige Ausweg. Ich muss an meinen Vater denken, an die Negra, an meinen Bruder. Jeder hat seinen persönlichen einzigen Ausweg. Alles brennt: die Haut, der Schädel, die Wüste. Es brennen die Fäden, die man Wurzeln nennt, sie brennen, auch wenn man nicht einmal weiß, wo sie sind.

Die Feder in meiner Hand gleitet übers Papier, aber ich kann meine eigene Schrift nicht mehr lesen. Ich beobachte meine Mutter und weiß nicht, was ich fühlen, was ich denken soll ... Mir kommen die Tränen. Sie merkt es und beginnt auch leise zu weinen, wortlos und ohne mich anzusehen, als könnte sie es so vor mir verbergen, als wären die Tränen auf ihrem Gesicht nichts als Schweißperlen. Wir sehen die ersten Sternschnuppen fallen, da bremst sie den Wagen leicht ab. Hier ist es passiert. Aber kaum blicke ich hinaus, um die Erde und die grünen Geister zu sehen – mit

klopfendem Herzen halte ich Ausschau nach einem jungen Sahuaro, einem, der ich sein könnte, der mir sagt, was damals geschehen ist – da gibt sie auch schon wieder Gas und hebt dabei trotzig den Kopf, als würden ihre Tränen durch die höhere Geschwindigkeit schneller trocknen. Mein Blick bleibt eine Sekunde lang an einem blassgrünen Stamm hängen, einem ohne Blüten und ohne Löcher, wo schwarze Vögel nisten könnten. Ein blassgrüner Stamm, der mir alles sagt, als hätte auch er schon lange auf mich gewartet, und ich bleibe dort bei ihm und sehe, wie meine Mutter sich entfernt, während mein Kaktus mir die Geschichte (viele Geschichten) erzählt. Jetzt beginne ich zu verstehen: Meine Mutter hat keine Narben, sie ist so clean wie der Pickup. Sie dreht sich nicht um, blickt nicht einmal verstohlen in den Rückspiegel – den Spiegel der Erinnerung –, um ihre Tochter zu sehen, die neben ihr sitzt und über ihren Sahuaro schreibt; die herausgefunden hat, dass auch ihre Mutter ein Sahuaro verkörpert.

Sie waren ineinander verstrickt, heißt es in meinem Notizbuch. Ihre Beine: weiß, die eines Mannequins, nirgends ein störendes Härchen, schon gar nicht unter den Achseln. Seine Beine: braun und behaart (wie es sich gehört), die Schenkel etwas kräftiger als früher. Sie waren ineinander verstrickt, sowohl körperlich als auch geschäftlich. Er wusste, dass sie mit Vorsicht zu genießen war, seine Negra, deshalb war sie ja auch seine Alte geworden (warum man sie Negra nannte, konnte niemand sagen, da ihre Haut doch so weiß war). Und sie wusste, dass er von ihrem Kassabuch unter dem Kopfkissen wusste, von ihren privaten kleinen Nebengeschäften.

Sie waren ineinander verstrickt durch zwei Kinder von fünf und drei Jahren, immer und überall die Besten, pfiifige Kerlchen, die mehr Augen und Ohren hatten als andere Kinder und keine blöden Fragen stellten. Marco sah in ihnen die zukünftigen Verwalter seines Vermögens, seiner Geschäfte. Die süßen Fratzen, die Häschen, die Zwerge.

Der Panzas und der Sobaco waren auf dem Weg zur Viridiana. Dort haben sie sie abgepasst. Die alte Viri behauptet, sie haben sie dazu gezwungen, die nichtsnutzige alte Schlampe. Aber sie haben sich die zwei nicht einfach nur geschnappt, sondern gleich an Ort und Stelle umgebracht, und mich hätten sie um ein Haar auch erwischt, wenn mein Kumpel mich nicht gewarnt hätte; da siehst du, es war doch zu etwas gut, dass wir ihm das Handy gekauft haben. Die Negra nickte und strich ihm zärtlich über die Beine wie eine Hure, die ihr Handwerk versteht (denn die beste Ehefrau ist auch die Beste im Bett, predigte sie ihren Schwestern, während sie sich Telenovelas ansahen und Winis mit Chili und Zitrone aßen). Die Negra hatte aber nicht nur Augen für die Beine, den Bauch und die Brustwarzen ihres Mannes, sie witterte auch die Gefahr, die auf sie zukam, alte Verbindungen, die drauf und dran waren, sich wie Gespenster durch einen Fensterspalt einzuschleichen. Der Ignacio steckt dahinter, sagte sie mit der Stimme einer Schamanin.

Ich hab was übrig für Kohle, hatte er zu ihr gesagt, als sie sich auf dem Stadtteilst, beim Tanzen im Schulhof, zum ersten Mal küssten. Die Lehrer taten so, als merkten sie nicht, was in der Dunkelheit geschah, da fragte er sie: Tanzen wir?, während seine Freunde sich noch darum stritten, welcher von ihnen bei ihr landen würde, bei der Kleinen mit dem weißen Band im Haar. Auf dem Heimweg durch den Park lehnten sie ihre Fahrräder gegen einen Baum und er hatte ihr allerhand zu bieten, und so wurde sie seine Negra, denn sie waren schon damals sicher, dass sie einmal heiraten würden. Ich hab auch was für Kohle übrig, hatte sie gesagt und dabei spitzbübisch gelächelt, mit den Augen, mit dem Mund und mit allen Poren ihrer Haut; da wusste er, dass sie die Frau war, mit der er sein Leben verbringen wollte, ein Leben, das sich bereits schemenhaft vor ihm abzeichnete.

Der Ignacio war der oberste Boss im Viertel, der ihm die ersten Aufträge verschafft und ihn nach Tucson geschickt hatte, wo ein Cousin ihn mit dem obersten Boss von Arizona bekannt gemacht hatte, und so ging es weiter. Jetzt reichte sein *business* bis nach Los Angeles und in den Ignacio investierte er nichts mehr, besser gesagt, er hatte sich von ihm getrennt, und das verzieh der Ignacio ihm nie. Marco blieb aber nichts anderes übrig, als sich selbständig zu machen, denn seine Alte war zwar mit ihm in Tucson, aber nicht bei ihm. Sie waren beide ohne Papiere gekommen, aber sie hatte einen anderen geheiratet, der die Staatsbürgerschaft schon besaß, und so die Greencard bekommen. Man kennt das ja: Es gibt eine Gerichtsverhandlung und Fragen und man tut so als ob. Wenn er wollte, dass seine Alte zu ihm zurückkam, musste er sich selbständig machen. Das Gute war, dass der Kerl keine Kohle hatte, sonst hätte er mir die Negra glatt weggeschnappt, sagte Marco einmal, schlug die Beine übereinander und begann schallend zu lachen. Wir waren uns alle einig, sagte Marco, der Typ war mein Kumpel, und die Negra lachte auch – ein Lachen, das die verschiedensten Möglichkeiten offen ließ und Marcos Phantasie beflügelte.

Meine Kinder sollen einmal in der Zona Norte leben, hatte die Negra in einer jener Nächte im Park verkündet, während sie sich den Rock ihrer Schuluniform glattstrich. Was meinst du? Und dann schicke ich sie in alle diese Schickimicki-Schulen, du wirst schon sehen. Klar, sagte Marco und zündete sich eine Zigarette an. Klar, sagte er und nahm sie in die Arme, machte einen tiefen Lungenzug und blickte zum dunklen Horizont mit den vielen Parabolantennen. Er hatte keine Angst. Er würde ihr eines Tages ein Haus in der Calle Cananea bauen. Er wusste, dass es nicht leicht sein würde, aber wer sagt, dass es leicht ist, sein Leben zu ändern? Er war sechzehn und sicher, dass sich – für sie und mit ihr – die Mühe lohnte.

Die Negra war sich nicht so sicher, ob sie für immer mit ihm zusammenbleiben würde. Nicht dass sie ihn nicht mochte, ganz im Gegenteil. Aber vielleicht musste sie eines Tages abhauen. Und dann lieber allein. Denn sie kam ganz gut allein zurecht. Ihre Kinder würden einmal studieren, Geschäfte machen und viel Geld haben, sie würden sich nicht so abrackern müssen, Zeit zum Ausruhen haben, genug zu essen und genug Kohle für einen Pickup, und keine Chefs, die sie runtermachten. Ihre Kinder würden es einmal besser haben.

Jetzt war das Schicksal der Negra und das ihres Mannes an die Straße gebunden, jeder in seinem Wagen unterwegs in die alte Heimat; der eine als Johnny González, US-amerikanischer Staatsbürger; die andere als *Mexican tourist*, Hausfrau. Jeder in seiner Unsicherheitszelle unterwegs nach Sonora. Beide mit falschen Pässen, offiziell nicht miteinander bekannt, ein Pickup hinter dem anderen, einer rot, einer weiß. In dem einen das ganze Geld, in dem anderen die Möbel aus dem Haus in Phoenix, jenem Haus, das sie wegen der anonymen Anrufe aufgeben mussten, wegen dem Ignacio, hatte die Negra dem Marco geflüstert.

Jetzt war der eine an den anderen gebunden, über den Rückspiegel, über dasselbe Lied im Radio, nach zwei Monaten ohne jeden Körperkontakt, jeder in seiner *Gringo-neighborhood*, kilometerweit voneinander entfernt. Es kann nichts schiefgehen, hatte Marco zu ihr gesagt, als er aus Los Angeles anrief, und der Zurdo hat die Kinder in den weißen Wagen gesetzt. Wir treffen uns in der Kurve von Nogales, wo sie die Meeresfrüchte verkaufen, gleich nach der Grenze. Der Zurdo fährt mit dir, vorsichtshalber hinten, sag ihm, er soll aufpassen, der Ruly fährt mit mir. In Richtung Mexiko gibt es keine Fragen, keine Hunde und keine Grünjacken. Es kann nichts schiefgehen. Nein, es wird nichts schiefgehen, dachte die Negra und gab ihm in Gedanken einen langen Kuss, so als wäre es der letzte.

In Nogales erkannten die Kinder ihren Vater hinter den getönten Glasscheiben wieder und begannen herumzuhüpfen und ihn zu rufen. Die Negra bremste unwillkürlich und stieg aus, die Köpfe der Kinder tauchten hinter der halb geöffneten Fensterscheibe auf wie kleine Hunde an der Leine.

Ich hab einen Haufen Geld mitgebracht!, rief Marco seiner Frau zu, umarmte sie und hob sie hoch in die Luft, leicht wie sie war. Sie schmiegte sich in seine Arme und machte ihm Vorwürfe wegen der ganzen Aufregung, aber bevor sie ihn einen Dreckskerl nannte, setzte sie dieses Lächeln auf, das er so sehr an ihr mochte: Ich hab auch einen Riiiesenhaufen Geld mit, *honey!* Und sie küssten sich so lange, wie die Negra es sich vorgestellt hatte. Dann gingen sie in die nächstbesten Geschäfte und kauften den Kindern alle Spielsachen, die sie haben wollten, und eine *Piñata* (2) (die größte, die es gibt, hatte Marco gesagt), denn in zwei Wochen hatte der Große Geburtstag und der Papa hätte beinahe darauf vergessen. Den Superman, den Superman, riefen die Kinder. Warum nicht, sagte Marco, und kaufte nur deshalb nicht gleich zwei, weil sie nur einen hatten. Der Zurdo hievte die Spielsachen und die zwei Meter große Superman-Piñata auf die Ladefläche des Pickup. Er gab Marco die Autoschlüssel und der übernahm das Steuer. Die Negra setzte sich auf den Beifahrersitz und hatte einen Augenblick lang das Gefühl, dass jetzt wirklich alles gut war, dass sie jetzt wirklich die Frau ihres Mannes war, wirklich die Mutter seiner Kinder. Doch da lehnte sich der Zurdo leicht gegen das Fenster auf der Fahrerseite und murmelte beiläufig, dass eine Menge Geier herumflogen.

Bereits in jenem Teil der Wüste angekommen, wo es keine *rest areas* und *keine 911 phones* mehr gab, eingekeilt zwischen dem Sand da draußen, in der Landschaft, und dem anderen drinnen, in ihren Köpfen, zog die Negra Bilanz über die Zahl der Tage, der Geldscheine, der Autos. Hinten auf der Ladefläche der Zurdo auf dem Riesen-Superman, die Spielsachen unter einer Plane verstaut. Sie hatte ihn schon auf ihrer Seite, einer Seite, von der die Kinder nichts wussten. Auf dem Nebensitz ihr Mann, der zwischen den Sahuaros dahinfuhr, der schnurgeraden Straße folgend, der sein eisgekühltes Squirt genoss und die Wüste, die sich lachend bis zu jener Linie vorschob, wo die Sterne mit dem Sand verschmolzen.

Ich bleibe auf gar keinen Fall hier, hatte Marco in jener Nacht im Park gesagt, und das war sein vollster Ernst gewesen. Jetzt hatten sie die Nacht mit den Sternbildern über sich, nein, sie waren nicht hier geblieben. Aber die Wüste breitet sich aus, der Sand liegt auf der Lauer, es ist seine Bestimmung, den Schlusspunkt zu setzen, uns zu begraben. Deshalb die Nebengeschäfte. Sie würde durchkommen, und zwar clean. Die Wüste lebt, ist voller Gespenster von der Sorte, die sich durch einen Fensterspalt einschleichen, aber Marco kann ihre Botschaften nicht lesen. Der Pickup wird in den Sanddünen stecken bleiben, wenn er einem Lastwagen auszuweichen versucht, der unvermittelt gebremst hat, die Piñata wird hinausfliegen und die Reifen werden sie zerfetzen, die Frau und die Zwerge trifft keine Schuld. Beim Rattern der Maschinengewehre werden die Kinder zu weinen anfangen und kaum, dass die Schuhe ihres Mannes den Boden berühren, wird sich die Negra hinters Steuer klemmen und das Gaspedal durchtreten. Der größte Sahuaro wird im Kugelhagel auch etwas abbekommen. Neben ihm werden ein paar junge Triebe ohne Stacheln aus der Erde sprießen. Und ein anderer mit einer weißen Blüte und einem Loch von der Größe einer geballten Faust wird alles schweigend beobachten. Die Wüste ist glühend heiß, die Wurzeln brennen, die Negra hat ein flaes Gefühl im Magen. Das Herz schlägt ihr bis zum Hals. Sie dreht sich nicht um.

Anmerkungen der Übersetzerin

1) Mit Zona Norte ist hier der stärker am Westen, v.a. an den USA, orientierte, wohlhabendere Norden Mexikos gemeint, im Gegensatz zum stärker indigen geprägten, ärmeren Süden.

2) Ursprünglich ein bunt bemalter, mit Früchten gefüllter Tontopf, heute eine in verschiedensten Formen gestaltete, mit Süßigkeiten gefüllte Figur, meist aus Pappmaché. Die Piñata ist in Spanien und Mexiko vor allem bei Kindergeburtstagen sehr beliebt: Sie wird hoch über den Köpfen aufgehängt und die Kinder versuchen reihum mit einem Stock und mit verbundenen Augen solange auf sie einzuschlagen, bis sie zerbricht und ihr süßer Inhalt herabregnet.

Cristina Rascón Castro (* 1976 in Sonora, Mexiko) ist Schriftstellerin, literarische Übersetzerin und Ökonomin. Neben zahlreichen kulturellen Projekten war sie als Beraterin für die UNO in Wien tätig. Sie veröffentlichte u.a. die Erzählbände „El agua está helada“ (2006), „Cuentráficos“ (2006), „Hanami“ (2009) und „Puede que un sahuaro seas tú“ (Fondo Regional para la Cultura y las Artes-FORCA, La Paz, Mexiko 2010). Aus letzterem stammt auch die gleichlautende, hier mit freundlicher Genehmigung abgedruckte Geschichte. Rascón übersetzte unter anderem Lyrik aus dem Japanischen, veröffentlichte Sachbücher über japanische Poesie und indigene Literatur und erhielt mehrere Preise. Ihre Haiku, Erzählungen und Gedichte wurden in mehr als zehn Sprachen übersetzt und in Anthologien und Zeitschriften vieler Länder publiziert.